



Der kleine Fürst



Das Testament der alten Dame
Es bringt die schöne Elisa in Not

Viola Maybach

**Der kleine Fürst
- 291 -**

**Das Testament der alten
Dame**

Es bringt die schöne Elisa in Not

Viola Maybach

Das Testament der alten Dame

»Sie mag mich nicht«, sagte Teresa von Birkenfeld nachdenklich. »Ich habe keine Ahnung, warum das so ist, Ferdi – aber deine Oma kann mich nicht ausstehen.«

Ferdinand von Barckhausen, der sie in den Armen hielt, hätte ihr gern widersprochen, die Absolutheit ihrer Aussage ein wenig abgemildert, doch er brachte es nicht fertig, ihr etwas vorzumachen, denn die traurige Wahrheit war: Seine Großmutter Amalia von Barckhausen war der einzige Mensch, den er kannte, der sich von Teresas Charme, ihrer Schönheit und ihrer bezaubernd natürlichen Art nicht hatte einnehmen lassen. Amalia war im Umgang mit Teresa so kühl und unnahbar wie bei ihrer ersten Begegnung, und längst hatte er es aufgegeben, ernsthaft darauf zu hoffen, dass sich daran noch etwas ändern könnte.

Teresa war kein zweites Mal mit ihm in Amalias eleganter Villa gewesen. »Das eine Mal reicht mir, Ferdi. Wenn wir uns auf neutralem Terrain begegnen sollten, ist es vielleicht nicht ganz so schlimm«, hatte sie ihm erklärt. Aber es war eigentlich jedes Mal schlimm gewesen – ob bei einem zufälligen Treffen im Museum oder auf dem Geburtstagsfest einer gemeinsamen Bekannten: Amalias Gesichtszüge waren bei Teresas Anblick regelmäßig vereist, sie hatte sich abrupt abgewandt und es kaum über sich gebracht, der jungen Frau wenigstens die Hand zu geben und ein paar unverbindliche Sätze zu ihr zu sagen.

»Hat sie mal was zu dir gesagt?«, wagte sich Teresa vorsichtig weiter vor. »Ich meine, warum sie mich nicht leiden kann?«

»Kein Wort«, erklärte Ferdinand. Das war die reine Wahrheit. »Ich habe versucht, sie zu fragen, aber sie stellt sich dann einfach taub, das kann sie ziemlich gut. Und eigentlich kann ich mir auch nicht vorstellen, warum sie dich nicht mögen sollte. Ich weiß, sie verhält sich so, aber es kommt mir absurd vor. Wie kann man dich nicht mögen?« Er zog Teresa an sich und versuchte, ihre Gedanken durch

einen leidenschaftlichen Kuss in eine andere Richtung zu lenken.

Zuerst dachte er, das sei ihm gelungen, denn Teresa erwiderte seinen Kuss nicht minder leidenschaftlich, doch als sie sich voneinander lösten, musste er erkennen, dass er sich geirrt hatte: Sie führte das Gespräch fort, als hätten sie es überhaupt nicht unterbrochen.

»Am liebsten würde ich sie selbst fragen«, erklärte sie.
»Ich bewundere deine Großmutter, nicht nur, weil sie noch immer eine schöne Frau ist, sondern vor allem wegen ihrer Stärke und ihres Selbstbewusstseins. So wäre ich selbst gern. Aber sie lässt ja kein Gespräch zwischen uns zu.«

»Im Augenblick sowieso nicht, sie ist nämlich krank«, sagte Ferdinand. »Seit Tagen liegt sie im Bett und wird immer unleidlicher, weil der Arzt sie nicht aufstehen lassen will. Er schimpft sowieso oft mit ihr, weil er findet, dass sie unvernünftig ist.«

»Was fehlt ihr denn?«, fragte Teresa. »Du hast gar nicht erwähnt, dass sie krank ist.« Mit einem Lächeln fügte sie nach kurzer Pause hinzu: »Sie wirkt eigentlich wie ein Mensch, der nie krank ist.«

»Ja, so ist es eigentlich auch. Es schien sich zuerst nur um eine kleine Unpässlichkeit zu handeln, aber sie erholt sich einfach nicht. Sie hat Fieber, und gestern hat Dr. Fiebig ein ganz bedenkliches Gesicht gemacht und gemeint, wenn das nicht bald besser wird, überweist er sie in die Klinik. Sie hat ihn zum Teufel gewünscht.«

Wieder lächelte Teresa, was ihr Gesicht mit der kleinen, geraden Nase, dem weichen Kinn und den betonten Wangenknochen noch lebenswerter erscheinen ließ. Sie hatte leicht schräg stehend graublaue Augen, die ihrem Gesicht einen eigenartigen Reiz verliehen, dem man sich kaum entziehen konnte: Es war nicht einfach ein schönes Gesicht, sondern eins, das fesselte und dafür sorgte, dass man sich sofort für sie interessierte und mehr über sie in

Erfahrung bringen wollte. Umrahmt wurde es von einer Fülle blonder Haare, die den passenden Rahmen dafür bildeten.

Ferdinand hatte sich auf den ersten Blick in sie verliebt und nicht lange gebraucht, um zu begreifen, dass er nicht der Einzige war, der sich um Teresa bemühte. Aber sie hatte sich für ihn entschieden, nicht nach dem ersten Blick, aber immerhin nach ihrer ersten Verabredung. Seitdem waren sie unzertrennlich, die schöne Blonde und der gut aussehende, groß gewachsene junge Mann mit der braunen Haartolle, und allen, die sie kannten, war klar, dass sie heiraten würden.

Der einzige Wermutstropfen in ihrem Glück war tatsächlich Amalias Verhalten: Sie hatte von Anfang an keinen Hehl daraus gemacht, dass sie sich für ihren Enkel eine andere Frau wünschte. Ausgesprochen hatte sie das freilich nie, aber das war auch nicht nötig: Sie verstand es sehr gut, sich ohne Worte deutlich auszudrücken.

Ferdinand verdrängte das Missfallen seiner Großmutter an seiner Liebe, so gut es eben ging. Amalia war, abgesehen von seinem Cousin Carl, den er freilich nur selten sah, seine Familie, denn seine Eltern lebten bereits beide nicht mehr, Geschwister hatte er nicht. Da war es nur natürlich gewesen, dass Amalia und er näher zusammengerückt waren. Und deshalb konnte er es auch nicht begreifen, warum sie seine Liebe zu Teresa nicht zu teilen vermochte. Da sie seine diesbezüglichen Fragen einfach überhörte, nahm er an, dass er den Grund für ihr Missfallen an seiner Wahl wohl auch nie erfahren würde. Jedenfalls hatte er beschlossen, sie nicht noch einmal zu fragen. Es war sein Leben, er allein bestimmte darüber.

»Dass sie den Arzt zum Teufel wünscht, kann ich mir gut vorstellen«, sagte Teresa in seine Gedanken hinein. Sie lächelte noch immer. »Der arme Dr. Fiebig – er ist deiner Großmutter doch überhaupt nicht gewachsen, oder?«

»Wahrscheinlich hat sie ihn deshalb ausgesucht«, erwiderte Ferdinand. »Sie hat gern das Heft in der Hand.«

Sie lachten beide, dann befreite sich Teresa aus Ferdinands Armen. »Ich muss los, Ferdi«, sagte sie. »Du weißt, meine Freundin Barbara hat immer noch Liebeskummer, ich muss sie trösten. Hoffentlich vergisst sie den untreuen Kerl bald.«

Ferdinand nickte. »Ja, das hoffe ich auch. Ich werde zu meiner Großmutter fahren und mal sehen, wie es ihr heute geht«, erklärte er.

Gemeinsam verließen sie seine Wohnung. Auf der Straße küssten sie sich ein letztes Mal, dann fuhren sie in unterschiedlichen Richtungen davon.

*

»Die Wahrheit, Herr Doktor!«, sagte Amalia von Barckhausen herrisch. »Mehr verlange ich nicht. Ich will nur die Wahrheit wissen. Also? Wie lange werde ich noch bei klarem Verstand sein?«

Dr. Hans Fiebig betrachtete seine Patientin nachdenklich. Wie lange ließ er sich nun schon von ihr herumkommandieren? Schon viel zu lange, eigentlich. Aber er mochte die alte Dame, die so schwierig im Umgang sein konnte. Er kannte sie seit über dreißig Jahren, seit er sich als junger Arzt niedergelassen hatte, und er wusste einiges über Amalia, was andere nicht wussten. Zu den Geheimnissen, die sie miteinander teilten, gehörte das Wissen um ihr Krebsleiden, das er vor wenigen Wochen entdeckt hatte. Es war zu spät für jegliche Art von Therapie gewesen, und er hatte ihr das auch gleich gesagt.

»Eine Woche vielleicht«, antwortete er jetzt. »Nicht länger. Ich werde Ihnen etwas gegen die Schmerzen geben müssen. Wenn Sie bereit wären, in die Klinik zu gehen ...«

»Auf gar keinen Fall!«, erklärte sie energisch. »Ich sterbe zu Hause in meinem Bett, nirgends sonst. Darüber haben wir doch nun oft genug gesprochen!«

Er wagte einen winzigen Widerspruch. »Sie haben darüber gesprochen, Frau von Barckhausen, nicht wir.«

Für einen Moment blitzte Zorn in ihren braunen Augen auf, dann verzog sich ihr Mund zu einem widerwillig anerkennenden Lächeln. »Sieh mal an, der Herr Doktor kann auch widersprechen«, stellte sie fest.

»Vielleicht hätte ich das öfter tun sollen«, erwiderte er.

»Kann gut sein, dass das besser gewesen wäre.«

»Für Sie oder für mich?«

»Vielleicht für uns beide.«

Sie griff überraschend nach seiner Hand und drückte sie.

»Sie waren ein guter Gefährte in all diesen Jahren, Herr Doktor. Dafür danke ich Ihnen. Ich weiß, dass ich nicht immer leicht zu ertragen bin.«

Es war das erste Mal, dass sie so mit ihm sprach, und es rührte ihn. Mit einem Lächeln sagte er: »In diesem Punkt kann ich Ihnen leider nicht widersprechen, gnädige Frau.«

Sie zog ihre Hand zurück und nickte.

»Ich gehe ohne Groll«, sagte sie ruhig. »Das Einzige, was mir Kummer macht, ist die Verbindung meines Enkels zu ... dieser jungen Frau.«

Hans Fiebig biss sich auf die Lippen. Auch dieses Geheimnis kannte er, seine Patientin hatte es ihm in Zeiten höchster Not anvertraut und ihn ausdrücklich zum Stillschweigen verpflichtet. Außer ihm hatte sie nur ihre Haushälterin eingeweiht, wie er wusste. »Meinen Sie nicht«, begann er vorsichtig, »dass Sie jetzt Ihren Frieden mit der Vergangenheit machen sollten?«

Die braunen Augen in dem schmalen, faltigen, aber noch immer schönen Gesicht feuerten zornige Blitze ab. »Nein!«, sagte Amalia mit so entschiedener Stimme, dass der Arzt wusste, jedes weitere Wort wäre Verschwendung gewesen. Sie ging nicht ohne Groll, auch wenn sie das jetzt behauptete. Die damals erlittenen Verletzungen wirkten noch immer nach, und so würde es bleiben, bis zu ihrem letzten Atemzug. Vermutlich wusste sie das so gut wie er,

aber zugeben würde sie es nicht. »Niemals. Hören Sie, Herr Doktor? NIEMALS!«

»Schon gut«, sagte er besänftigend. »Ich denke ja nur, wenn man diese Welt verlässt, sollte man im Reinen mit sich sein und nicht noch Unerledigtes mit sich herumschleppen.«

»Ich bin im Reinen mit mir«, versicherte die alte Dame. »Und ich schleppe nichts mit mir herum.«

Er wollte erneut etwas einwenden, ließ es aber, als er sah, wie erschöpft sie war. Sie ermüdete jetzt schnell, jeden Tag ein bisschen mehr. Ihr Enkel ahnte nichts von der Schwere ihrer Krankheit.

»Erzählen Sie ihm meinetwegen davon, wenn ich nicht mehr bei Bewusstsein bin, Herr Doktor, aber auf keinen Fall vorher. Ich will in Ferdis Augen kein Mitleid lesen. Und ich will auch nicht, dass er sich verpflichtet fühlt, jeden Tag ein paar Stunden an meinem Bett auszuharren, bis es endlich vorüber ist. Sie wissen, ich habe für Sentimentalitäten nichts übrig.«

So redete sie gern, aber natürlich wusste er, dass es in ihrem Inneren ganz anders aussah: Dass sie einen weichen Kern hatte, dass sie heimlich viele Tränen vergoss, dass die eine große Wunde, die das Leben ihr geschlagen hatte, niemals wirklich verheilt war.

»Schlafen Sie noch ein bisschen«, sagte er sanft. »Ihr Enkel kommt Sie sicher noch besuchen.«

»Ja, das hat er versprochen«, murmelte sie. »Bis morgen, Herr Doktor.«

»Spätestens. Vielleicht sehe ich heute Abend noch einmal nach Ihnen«, versprach Hans Fiebig. Er warf seiner Patientin einen letzten Blick zu, dann verließ er das Zimmer.

Die Haushälterin, Karin Markwort, brachte ihn zur Tür.

»Mir gefällt das nicht, Herr Doktor«, sagte sie besorgt. »Es will einfach nicht besser werden mit Frau von Barckhausen – und ich dachte doch, sie hätte noch ein bisschen Zeit. Aber sie isst ja auch wie ein Spatz. Wie soll sie da wieder auf die Beine kommen? Und der junge Herr von Barckhausen weiß